

Leseprobe

Christa Meier-Drave

Nylons mit Naht

Mädchenjahre in den Fünfzigern



AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2010

Abbildung auf dem Umschlag:

„Im Hutladen“ von Karin Meier, 11 Jahre alt
(21 x 28 cm, Bleistift und Wasserfarbe auf Papier);
Schülerarbeit aus dem Jahr 1951,
Klasse Quinta c, Mädchengymnasium Detmold.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2010
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: Hubert & Co., Göttingen
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-805-0
www.aisthesis.de

Das Haus vor der Recke an der alten Dorfstraße war viele Jahre lang unser Elternhaus. Längst ist es leergeräumt von Möbeln, Teppichen, Bildern, Büchern und Haushaltsgeräten, die mein Leben und das meiner Eltern und Geschwister mehr als ein halbes Jahrhundert lang begleitet haben. Eine junge Familie ist eingezogen und erfüllt das alte Haus mit neuem Leben.

Wir hatten nach dem Tod unserer Eltern einen Container bestellt. Seine große Metallöffnung nahm die ehemals liebevoll ausgesuchten und gepflegten Möbel auf, verschluckte den großen Wohnzimmertisch und die Stühle, die Ehebetten und Nachtschränken, die Frisierkommode, den Hausrat aus Küche, Keller und Dachboden. Einen Panzer aus Vernunft mussten wir anlegen, als die von Erinnerung schweren Stücke mit lautem Getöse im Container zerbrachen.

Hier und da wurde ein kleines Möbel zur Seite gestellt, eines von den guten alten. Vaters Schreibtischstuhl, Mutters Nähtischchen, das Bild aus der Guten Stube, der dreiteilige Spiegel, die Fotokiste. Erinnerungsstücke. Man verstaute sie im Gepäckraum eines Personenwagens, und sie gesellen sich seitdem zu den modernen Möbeln der längst erwachsenen Kinder an entfernten Orten.

Das Haus vor der Recke stand zum Verkauf. Mein Leben hatte sich hier abgespielt, vor dem Erwachsensein. Ich muss noch einmal zurück, noch einmal nachschauen. Mit geliehenem Schlüssel öffne ich die schwere Haustür, durchstreife den Keller, die Wohnräume, die Flure, das Treppenhaus. Alles leergeräumt.

Ich steige hinauf zum Dachgeschoss. Die kleine Abstellkammer unter der Schräge war der Ort für alte Kleider, Gardinen, Teppichreste, Tapetenrollen und allerlei Haushaltsgegenstände. Hierhin verschwand das Alte, Abgelegte, wenn Neues kam.

Ich öffne die schmale Tür, betrete mit gebeugtem Rücken den niedrigen Raum. Weiches Licht fällt durch die milchige Glasdachpfanne. Ist hier leergeräumt? Nein! Wir haben sie vergessen, diese winzige Kammer für das Ausgediente. Vorsichtig hebe ich Stück für Stück hervor. Die alte Stehlampe liegt versteckt hinter der Tür, der nierenförmige Blumenhocker, belegt mit Mosaiksteinchen, der Servierwagen namens *Dinett*, der Wäschepuff, kunststoffbeschichtet mit Blumendekor, alte Schulhefte, eine Sammelmappe mit Schülerzeichnungen.

In eine Schatzkammer voller Erinnerungsstücke aus der Zeit des Wirtschaftswunders bin ich geraten. Wie aufregend war es, als Mutter begann, die Wohnung modern einzurichten. Die Stehlampe hatte ich gemeinsam mit ihr ausgesucht. Fuß, Ständer und drei biegsame Arme aus goldglänzendem Messing mit zarten Schirmchen. Tütenform. Ich berühre die Messingarme und wische feinen Staub von dem glatten Elefantpapier der Schirmchen. Mattes Rosa schimmert hervor, zartfarbig wie die baumwollene Goldlitze an den Rändern der Tüten. Sie geben der modernen Lampe einen Hauch verspielter Romantik.

Neu und modern, das musste sein, damals, aber auch nostalgisch und anheimelnd wie die Zeit selbst, aus der das Möbel stammt. So erinnere ich die Jahre meines Erwachsenwerdens.

Ich bin elf Jahre alt. Es ist die Zeit des beginnenden Wirtschaftswunders mit einer Fülle an Verlockungen und Unbekanntem. Ich bin voller Lebensfreude, Neugier und Vertrauen in die Zukunft. Radio, Illustrierte und Film erobern den kleinen Ort meiner Kindheit und Jugend. Konsumgüter kommen in PKW und Lieferwagen. Dinge und ihre Namen, alte Bräuche, das Kaufverhalten, das Denken und Fühlen verändern sich. Der Krieg scheint vergessen.

Die *Woll- und Seidenstrümpfe* müssen den *Perlon- und Nylonstrümpfen* weichen, die baumwollenen Unterröcke dem *Petticoat*, aus einem *Pölter* wird ein *Pyjama* und die *Feste* werden zu *Parties*. Die Mädchen sind nicht länger *Backfische* sondern *Teenager*, und das *Pollholt* im Dorf nennt man jetzt die *Halbstarken*.

Mein Vater registriert die kleinen und großen Veränderungen im Dorf und im eigenen Haus mit Skepsis und Humor. Er schmunzelt und verkündet: „Vornehm geht die Welt zugrunde!“

Bürgermeister

Inmitten des Wandels ist Onkel Simon Klöcking unser Bürgermeister. Das ist gut. Er ist einer von den Bedächtigen, kennt das Leben der Dörfler seit seiner Kindheit und weiß um ihre alltäglichen Gewohnheiten. Die Sorgen und Wünsche der Bürger sind ihm bestens vertraut, denn er hat Kriegs- und Nachkriegszeit am Ort erlebt.

Simon Klöcking ist kein reicher Mann. Als Frührentner, Invalide des Ersten Weltkriegs, hat er ein geringes Einkommen, und die Entschädigung für sein Bürgermeisteramt ist nicht der Rede wert. Trotzdem fühlt er sich als gewählter SPD-Bürgermeister verpflichtet, sein Amt *nach bestem Wissen und Gewissen* auszuführen. Die Bewohner des Dorfes vertrauen ihm und freuen sich, dass jemand aus ihren Reihen im Ort das Sagen hat. „Klöckings Simon ist einer von uns“,

sagen die Leute, und er selbst fügt mit leichtem Schmunzeln hinzu: „Ich habe mein Abitur auf der Volksschule gemacht.“

Onkel Simon ist Mutters Cousin und wohnt zusammen mit Tante Fine und Gunda in einem kleinen Siedlungshaus an der Alten Straße, nur wenige Minuten von meinem Elternhaus entfernt. Gunda ist die Nichte von Simon und Fine. Sie kam irgendwann während des Krieges aus dem bombengefährdeten Ruhrgebiet und blieb.

Wenn ich Gunda besuche, sitzt Onkel Simon gewöhnlich in der Wohnküche auf dem roten Plüschsofa und raucht. Wie eine wabernde Krone aus Dampf umhüllt Zigarrendunst seinen ergrauten Kopf mit dem schütterten Haar, und die kleinen Augen in dem zufriedenen Gesicht schauen durch weißen Nebel in die Runde. An manchen Tagen kommen Männer aus dem Dorf zu Klöckings in die Küche. Gemeinderäte. Vorgespräche für die nächste Sitzung. Man redet über dies und das, fragt, diskutiert und macht Notizen für den Aktenordner. Der liegt auf dem Küchentisch.

Manchmal klingelt das Telefon im Nebenraum. Das ist die *Gute Stube* von Onkel Simon und Tante Fine. Sofort ist Gunda zur Stelle, denn erst seit der Onkel Bürgermeister ist, gibt es das aufregend neue Gerät im Haus.

Tischfernsprechgerät heißt es, wenn man genau ist. Es steht auf Onkel Simons Schreibtisch und ist ein schwarzes Gehäuse aus Bakelit. Es ähnelt einem kleinen Pyramidenstumpf, auf dem die Gabel als Halter für den Hörer montiert ist. Der dient nicht nur zum Hören, sondern auch zum Sprechen. Wie ein handgroßer Knochen sieht er aus und trägt an seinen beiden Enden je eine Lochscheibe, einem Sieb ähnlich. Das sind Hörmuschel und Sprechmuschel. Ein kurzes Kabel verbindet den Hörer mit dem Fernsprechergerät.

Gunda hebt den schweren Hörer von der Gabel, legt ihr Ohr an die Hörmuschel und lauscht gespannt auf die verzerrte Stimme am anderen Ende der Leitung. „Du sollst Herrn Gerbes anrufen, heute noch“, gibt sie die Nachricht an ihren Onkel weiter. „Das will ich gleich erledigen“, murmelt Onkel Simon. Er erhebt sich schwerfällig aus dem Plüschsofa, legt seine Zigarre auf den Aschenbecher, schiebt den Küchentisch zur Seite und geht zu seinem Schreibtisch im Nebenraum. Er weiß, es geht um ein wichtiges Telefonat. Auf dem Friedhof soll ein Ehrenmal für die Gefallenen und Vermissten der beiden Weltkriege errichtet werden, das erste große Projekt des demokratisch gewählten Gemeinderates nach dem Zusammenbruch 1945. Ein Bruder des Bürgermeisters ist unter den Toten.

Onkel Simon sucht im gelben Telefonbuch der Post und murmelt vier Ziffern. Die muss er wählen. Eine Wählscheibe mit zehn kreisrunden Löchern ist schräg vor dem Apparat befestigt. Unter den Löchern sind die Zahlen von 0 bis 9 aufgemalt, weiß auf schwarz. Onkel Simon hebt den Hörer von der Gabel und hält die Muschel an das Ohr. Er steckt seinen rechten Zeigefinger in ein Ziffernloch, dreht die Scheibe bis zur Null hinunter, löst den Finger und lässt sie leise surrend zurückschnellen. Vier mal muss er wählen, und vier mal ertönt das Surren der Wählscheibe. Sein Ohr vernimmt in der Ferne einen schrillen Klingelton. Onkel Simon wartet. Dann endlich ein Schmunzeln in seinem Gesicht: „Na Fritz, du bist am anderen Ende der Strippe!“

Unser Bürgermeister freut sich über die neue Technik. Es gibt nur wenige Telefonanschlüsse im Dorf. Die Kabel müssen als Überlandleitungen von Haus zu Haus verlegt werden. Das ist kostspielig, und nur wenige Bürger können sich diesen Luxus leisten. Für dringende Gespräche, etwa einen Anruf beim Arzt, bieten neben der Poststelle auch der Tischler, der Bäcker oder ein wohlhabender Nachbar ihr Telefon

an. Man hilft sich. Onkel Simon gehört dank seines Amtes zu den Privilegierten im Ort. Er genießt es, dass viele Gespräche *an der Strippe* geführt werden können.

„Wir haben jetzt grünes Licht. Auch mit dem Pastor ist alles klar. Es kann losgehen mit dem Ehrenmal.“ Onkel Simon sitzt wieder in der Küche, redet, diskutiert, macht Notizen. Leicht hüstelnd zieht er an seiner Zigarre, und dicke Rauchschwaden hängen im Raum.

Tante Fine stört das nicht. Bedächtig hantiert sie hier und da, kocht, spült, räumt auf. Manchmal ertönt eine Türglocke. Dann muss sie die Wohnküche verlassen und in einem kleinen Nebenraum der Wohnung einen Kunden bedienen. Onkel Simons Idee war es, nach der Währungsreform die ehemaligen Stallungen für Schwein und Ziege in einen Lebensmittelladen zu verwandeln. Seitdem verkauft Tante Fine Waren für den täglichen Bedarf. Hin und wieder springt Onkel Simon für sie ein. Dann steht unser Bürgermeister hinter dem Ladentisch. Er macht seine Sache gut. Schließlich ist er gelernter Kaufmann. Die Nachbarschaft ist glücklich über den kurzen Weg zum Einkauf, und Onkel Simon freut sich über den Zusatzverdienst für seine Familie.

Es gibt zwei Straßen, die von der Stadt ins Dorf führen, die *Alte* und die *Neue Straße*. Sie verlaufen parallel das Tal hinauf bis in die Dorfmitte. Die Hauptverkehrsader, die *Neue Straße*, ist gut ausgebaut und mit einer geteerten Straßendecke versehen, für Pferdefuhrwerke, Fahrräder und die wenigen Autos eine wunderbare Sache. Dagegen ist die *Alte Straße* eine wahre Mondlandschaft. Regengüsse, Schnee und Eis zerstören immer wieder die festgewalzte Schotter-schicht. Nur mühsam wird sie von Straßenarbeitern instand gehalten. Mit Schiebkarren, Schaufeln, Eimern und

Schotter gehen die *Wegehöpper* die *Alte Straße* entlang und bessern aus, bis das nächste Gewitter neue Löcher ausgewaschen hat.

„Das soll ein Ende haben!“, meint unser Bürgermeister und man beschließt im Gemeinderat den Ausbau der *Alten Straße*.

Es ist soweit. LKW bringen Schotter und Splitt, Planiermaschinen verteilen das Schüttgut und schwere Walzen pressen es zu einer festen Schicht zusammen, bevor ein dampfender Kesselwagen eine schwarze Teerdecke darüber legt. Mit beißendem Gestank quillt die zähe Masse aus dem heißen Ungetüm, um im nächsten Augenblick von einer riesigen Walze zu einer glatten Fahrbahn gepresst zu werden. Bei ohrenbetäubendem Lärm, in Hitze und Gestank bringen die schwitzenden Arbeiter Schotter und Splitt, bedienen die Teermaschine und die Walzen. Stück für Stück wächst der schwarze Belag die *Alte Straße* hinauf, und mit ihm ziehen Kinder und Männer. Begeistert beobachtet eine neugierige Schar das aufregende Geschehen. Die Männer palavern über Maschinen, über Straßenbau, über dies und das. Sie kennen sich aus in Sachen Technik.

Die Frauen bleiben in ihren Wohnungen. Sie warten. Aufgeregt stehen sie hinter den Fenstern, schieben die Gardinen zur Seite und schauen hinaus. Wenn schließlich das Getöse näher kommt, verlassen auch sie ihre Häuser, stehen in kleinen Grüppchen beieinander, schauen, reden und lachen. Das dörfliche Einerlei ist unterbrochen.

„Jetzt müssen wir viel seltener die Fenster putzen. Diese Teerstraßen sind kaum noch staubig. Und einen Kinderwagen schieben, einen Handwagen ziehen, Fahrrad fahren, großartig!“ Die Frauen freuen sich über die Neuerung.

Auch unser Bürgermeister ist zur Stelle. Schließlich geht es um die Verschönerung *seines* Dorfes. Er kümmert sich, und

er ist großzügig. „Schmöt da man einfach 'n betken Teer met rin“, ruft er den Arbeitern zu, wenn ein Hauseigentümer ihn vor Ort bittet, die Einfahrt zu seinem Anwesen gleich mitzuteeren. Er genehmigt kurz entschlossen. Was soll man lange fragen!

Im Dorf gibt es viele Schotterstraßen. Sie alle müssten geteert werden. Ihre Anwohner registrieren mit neidvollen Blicken und leisem Murren die neue Straßendecke. Ausgerechnet die *Alte Straße* wird als erste im Ort geteert! Na ja, der Bürgermeister wohnt dort! Ob das mit rechten Dingen zugegangen ist? Mit Augenzwinkern geben die kritischen Beobachter der frisch geteerten Straße einen neuen Namen: *Regierungsstraße*.

Unser Friedhof liegt am Westhang des Schwesternberges. Die Tradition will es, dass die Gräber zum Sonnenaufgang hin angelegt sind, ein Zeichen für die Auferstehung der Toten.

Der Friedhof ist einer der friedlichen Plätze am Ort: keine Rüpeleien, kein Lärm, kein Alkohol. Dieser Ort wird von den trauernden Hinterbliebenen liebevoll und gnadenlos nach ungeschriebenen Gesetzen bewacht. Der Gang zum Friedhof ist eingeplant, gehört zum rituellen Lauf der Woche. Gießen, schneiden, hacken, Unkraut zupfen, Winterschmuck, Frühlings- und Sommerbepflanzung. Mit Sorgfalt und Eifer pflegt man die Gräber, reinigt die Grabsteine und Wege. Kritische Blicke, leise Worte der Anerkennung oder abschätziger Tadel treffen Grab und Angehörige. Die Dorfbewohner nehmen es genau, und die Erwartungen sind hoch.

An einem warmen Frühlingstag 1952 trifft sich die Gemeinde zu einem Höhepunkt im Dorfleben auf dem Friedhof: Einweihung des neuen Ehrenmals für die Toten und Vermissten des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Für alle Besucher weit hin sichtbar steht das dreiteilige Monument an exponiertem Platz. An der höchsten Stelle des Friedhofs ist das Denkmal gleich einem übergroßen Flügelaltar aus Sandsteintafeln aufgebaut. Der Mittelteil und je zwei Tafeln der Seitenflügel tragen die Namen der Gefallenen und Vermissten der Gemeinde. Es sind einhundertsechundsiebzig Namen! Ein Relief aus Siegerkranz, Fahne und Stahlhelm krönt das Mahnmal, ein Relikt des alten Denkmals für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Darunter ein steinernes Band mit der Inschrift: *Ein ehrendes Gedenken – den gefallenen Söhnen der Gemeinde Berlebeck – und den Vermissten.*

Ein breiter Gang führt hinauf zu der Gedächtnisstätte. Rechts und links säumen dreißig Gräber mit Holzkreuzen den Weg. Hier ruhen die Toten, die während der Kriegshandlungen Ostern 1945 im Ort gefallen sind. Namen, Lebensdaten und Heimatort der erschossenen Männer im Alter zwischen 14 und 42 Jahren sind in das Holz geschnitten. *Unbekannt* steht auf sechs der 28 Kreuze.

Eine große Menschenmenge umgibt den Platz des Ehrenmals. Männer, Frauen und Kinder, Witwen und Waisen, Flüchtlinge, Vertriebene und Einheimische stehen eng beisammen. Man drängt sich, sucht einen freien Blick zum Geschehen. Wohl geordnet stehen zwei Chöre rechts und links der großen Ehrentafel. Der Posaunenchor der Kirchengemeinde und der Männergesangverein warten auf ihren Auftritt. Bürgermeister Klöcking schreitet gemessenen Schrittes zum Ehrenmal, gefolgt von Männern in Feuerwehruniform. Sie tragen Kränze aus Tannengrün und roten Nelken. Vor dem Denkmal legen sie die großen Gebinde nieder, entblößen ihre Häupter, falten ihre Hände, verharren

für einen kurzen Moment in andächtigem Schweigen und treten zur Seite.

Jetzt ist die Reihe an Bürgermeister Klöcking. Er beugt sich hinab zu den Ehrenkränzen und berührt die schwarze Trauerschleife mit der Inschrift *Den Gefallenen und Vermissten*. Langsam richtet er sich auf, wendet seinen Blick der Gemeinde zu. Die ernste Feierlichkeit auf seinem Gesicht lässt alles Reden verstummen und alles Lächeln von den Gesichtern der Zuhörer verschwinden. Unbeweglich steht Simon Klöcking da, seine Hände vorm Leib gefaltet, sein Blick in die Ferne gerichtet. Schließlich beginnt er seine Rede mit lauter, sicherer Stimme, hüllt Trauer und Leid in würdevollen Sprechgesang: „*Totensonntag, Totensonntag! Wir gedenken der Toten und Gefallenen...*“

Seine Rede ist kurz. Der Männergesangsverein tritt auf. *Frühlingswehen, Auferstehen*, tönt es aus den Kehlen der Sänger. Der Pfarrer hält eine Ansprache, spricht vom Krieg, von Schuld und Versöhnung, vom Tod und von Auferstehung.

Dann geht ein Raunen durch die Menge. Schülerinnen und Schüler schreiten zum Mahnmal, halten Blumen in ihren Händen, verteilen sich vor den Gedenktafeln und den Gräbern der im Dorf Erschossenen. Es sind die Jungen und Mädchen des Ortes, deren Väter gefallen sind oder vermisst werden. Aufgeregt und unsicher stehen sie da in ihren kurzen Hosen, Kniestrümpfen, Sommerkleidern und Röcken. Der ungewohnte Auftritt vor einer großen Menschenmenge und der Ernst der Stunde machen sie befangen und ihre Herzen schwer. Sie sprechen gelernte Verse, lesen die Namen der Kriegsoffer und legen Blumen auf Gräber und vor die Mahntafeln. Der Rektor der Dorfschule hat diesen Teil der Feier geplant.

Ich bin sehr aufgewühlt. Ich kenne die Mädchen und Jungen, die da vorne stehen. Es sind Kinder aus meiner Nachbarschaft, Cousins und ehemalige Klassenkameraden. Mein

Vater lebt, und ihre Väter *sind im Krieg geblieben*. Das Ungeheuerliche der jüngsten Geschichte ist plötzlich greifbar nah.

Der Posaunenchor tritt auf. Männer in schwarzen Mänteln heben ihre chromblitzenden Instrumente zum Mund, warten auf ihren Einsatz, schauen auf den Dirigenten. Dann das Handzeichen und der Klang der Posaunen erschallt. In gedämpften Klängen intonieren die Bläser den bekannten Trauergesang, und die Dorfgemeinde stimmt ein:

*Ich hatt einen Kameraden,
Einen bessren findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
Im gleichen Schritt und Tritt.*

*Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.*

Majestätisch kommt die Melodie daher, umhüllt in schlichten Dreiklangstönen eindrucksvoll den dramatischen Text und rührt die Gemüter der Volksmenge. Die unbeweglichen Mienen der Kleinen und Großen werden weich, die Stimmen brüchig. Tiefe Trauer erfasst die Menschen, und Tränen begleiten den hymnischen Gesang.

Von diesem Tag an findet jedes Jahr eine Feierstunde am *Volkstrauertag* statt. Opa spricht vom *Heldengedenktag*, wenn der Kriegstoten gedacht wird. Der Posaunenchor intoniert *Ich hatt' einen Kameraden...*, jedes Jahr. Das Dorf hält die Erinnerung an den Krieg und seine Schrecknisse als Mahnung für den Frieden wach.

Die Dorfchronik der 50er Jahre verzeichnet eine Reihe wichtiger Ereignisse, bringt doch ein gewisser Wohlstand der Gemeinde Möglichkeiten zu allerlei Baumaßnahmen, Anschaffungen und kulturellen Veranstaltungen. Das Dorf bekommt eine neue Feuerwehr, ein Sportplatz und eine Turnhalle entstehen, eine Kirche wird errichtet. Der Männergesangverein gibt ein Konzert, auf einem Bauernhof wird Erntedank gefeiert, der Turnverein gestaltet ein Fest. Immer ist die Dorfgemeinde zur Stelle. Ihre würdevolle Bedeutung erhalten die großen und kleinen Feste durch Bürgermeister Klöckings Ansprachen. „Liebe Mitbürger, wir haben keinen Schützenverein. Das ist gut. Wir hatten genug Ballerei!“, heißt es in einer der vielen Reden.

Unser Bürgermeister ist ein bescheidener Mann. „Mir ist die Gabe der Rede nicht gegeben“, lässt er in einer Ansprache seine Zuhörer wissen. Doch wenn Moral und Anstand im Dorf zu schwinden drohen, dann kann er nicht schweigen. Er mischt sich ein.

Die Einweihungsfeier der neuen Turnhalle nutzt Bürgermeister Klöcking, um den jungen Leuten ins Gewissen zu reden. Seit einiger Zeit ist ihm das Halbstarckenproblem zu Ohren gekommen. Man liest und hört dies und das. Schlimme Dinge sind geschehen, in Amerika und auch in den großen deutschen Städten. Und nun ist im Dorf hier und da eine von diesen Röhrenhosen, eine *Jeans*, aufgetaucht. Außerdem gibt es im Ort Jungen, die tragen Lederjacken. So fängt es an mit den Halbstarcken. Wehret den Anfängen, heißt es im Ort. Simon Klöcking ist beunruhigt. Er erhebt seine Stimme: „Wir haben nichts gegen kleine Scherze und Streiche, aber lasst die Schilder stehen, lasst die Finger von Krawallen und werdet nicht zu Verbrechern!“ Am nächsten Tag titelt die *Freie Presse*: „Berlebeck duldet kein Halbstarcken-Problem.“

Aus dem Dorf hinaus geht es abwärts das Tal hinunter in die Stadt. Auf zwei silbern blinkenden Schienensträngen schlängelt sich die grüne Straßenbahn dem Bachlauf folgend, mal an Berghängen entlang, mal durch Wiesen hindurch. Die dörfliche Enge weitet sich zu städtischer Größe, verheißt Aufregendes in Straßen, Häusern und Schaufenstern. Dort pulsiert das andere Leben. Von dort kommt das Neue. Die Straßenbahn fährt hin und her zwischen Dorf und Stadt. Männer, Frauen und Kinder steigen ein und aus, sind unterwegs, und ich fahre mit. Ich bin Fahrschülerin.

Seit Beginn des Schuljahres 1949 bringt mich die Straßenbahn Nummer 4 zu meiner neuen Schule.

Christa Drave
Klasse Sexta a
Städtische Oberschule für Mädchen

steht in meiner schönsten Schrift auf den neuen Heften und Schulbüchern. Mit großer Sorgfalt und voller freudiger Erwartung haben Vater und ich die festen Einbände mit einem Schutzumschlag aus braunem Packpapier versehen und sie in meinen Schulranzen gesteckt. Eine Ledermappe ersetzt den hölzernen Griffelkasten mit dem Märchen-Abziehbild aus Cellophanpapier. Sie ist gefüllt mit Bleistiften, Buntstiften, Radiergummi und, Welch ein Glück, auch mit einem *Pelikan*-Füllfederhalter. Das ist eine großartige Erfindung. Man hält die Feder in ein Tintenfass, dreht am hinteren Ende einen kleinen Kolben heraus und saugt beim Zurückdrehen Tinte ein. Die reicht für viele Tage. So ein neues Gerät musste es sein, zusammen mit dem Lederetui. Griffelkasten geht wirklich nicht mehr. Das Lyzeum ist schließlich etwas Besonderes. Das ist die *Höhere Schule für Mädchen*.

Lyzeum! Was für ein Wort! Wichtig schiebt es sich durch Ohren und Augen in meinen Kopf. Mit seinem Y ist es fremd und bedeutungsschwer. *Lyzeum!* Das heißt aufgepasst! Neues, Schwieriges und sehr Wichtiges geschieht. Hochachtung ist angesagt. Sei still und fall nicht auf! Wer hat mir das eingeflüstert?

Es gibt viele kluge Wörter in der fremden Schule. Ich komme zunächst in die *Sexta*, nicht ins 5. Schuljahr, wie meine Freundinnen in der Dorfschule, und eine unsichtbare Leiter führt zum *Abitur*. Die Sprossen heißen *Quinta*, *Quarta*, *Unter- und Obertertia*, *Unter und Obersekunda*, *Unter- und Oberprima*. Jede einzelne Stufe muss man erklimmen. Die Sextaner sind auf der untersten Stufe, die Abiturienten sind ganz oben. Und das Wort *Abitur*? Geheimnisvolle Andeutungen und beängstigende Mahnungen begleiten es. Doch ich kann getrost das Wagnis *Lyzeum* eingehen. Ich werde, wie viele Schülerinnen, nur bis zur *Mittleren Reife* diese Schule besuchen. So ist es mit meinen Eltern vereinbart.

Die neue Schule in der Stadt! Schon das Gebäude ist etwas anderes als unsere kleine Dorfschule. Wenn ich den Wall unter üppigen Kastanien- und Buchenbäumen entlanggehe, vorüber an schmucken Bürgerhäusern, erreiche ich die Zuckerseite des dreistöckigen Bauwerks. In imponierender Größe liegt es zwischen Wallgraben und Paulinenstraße am Rande der Altstadt. Die Giebel sind spitz oder rund, tragen steinerne Bänder, schmücken sich mit einem Rundfenster oder einem Relief. Hinter den Reihen von schmalen, hohen Fenstern an der Frontseite liegen die Klassenzimmer. Dort wird mein Unterricht stattfinden. Milchglas in den unteren Scheiben verhindert Ein- und Aussicht. Die hölzernen, weiß lackierten Sprossen gliedern die gleichförmigen Fensterreihen in viele Kästchen. Sie verleihen dem Gebäude ein freundliches Gesicht.

Hoch oben auf dem Dach thront ein schlichter, zylinderförmiger Turm. Er dient als Fahnenträger bei besonderen Anlässen.

Der prächtig gestaltete Haupteingang krönt den stattlichen Anblick des Lyzeums. Aus Sandstein gehauene, große Steinquader bilden den Rahmen des Portals. Seine geschwungene Form, einem Bogen ähnlich, trägt das Wappen der Stadt Detmold. Darunter erzählt ein Relief von der Bestimmung des Gebäudes: Eine Frau, lieblich anzusehen, sitzt würdevoll auf einem Schemel und hält ein geöffnetes Buch auf ihrem Schoß. Die Stofffülle ihres weiten Gewandes, nur von einer Schulter gehalten, gleitet in leichten Falten bis zum Boden und lässt die zweite Schulter unbedeckt. Ihre Haare sind mit Lorbeerblättern geschmückt und zu einem lockeren Knoten gebunden. Vor ihr steht eine Schülerin mit langen Zöpfen in einem kurzärmeligen Hängerkleid. Ihr Blick ruht, wie der ihrer Lehrerin, auf dem Buch, und ihre rechte Hand hält einen Siegerkranz aus zarten Blüten. Über allem die Jahreszahl 1911.

Zwei Stufen einer breiten Freitreppe führen zu der mächtigen Kassettenür aus Eichenholz, die in das Portal eingefügt ist. Einer der schweren Flügel steht weit offen, als ich an meinem ersten Schultag das ehrwürdige Gebäude betrete.

Bald erfahre ich, dass der Eingang durch das prächtige Hauptportal vor allem Lehrern, Besuchern und den älteren Schülerinnen vorbehalten ist. Nur am ersten Tag war hier auch für mich geöffnet. Wir Jüngeren müssen das Gebäude durch den hinteren Eingang betreten.

Den erreicht man von der Paulinenstraße aus. Ein eisernes, zweiflügeliges Tor öffnet den großen, von Mauern und Zäunen umgebenen Schulhof. Kastanienbäume und Buschwerk sind sein Schmuck, der Boden ist mit Schotter bedeckt. Zwei kleine Gebäude, ehemalige Wohnhäuser, stehen rechts und links vom Eingangstor, *Pauline* und *Luise* genannt. Sie

bieten zusätzliche Unterrichtsräume. Die langgestreckte Turnhalle inmitten des Schulhofs ist mit der Schmalseite an das Hauptgebäude angebaut. Hier liegt der Nebeneingang, und hier stehen an jedem Schulmorgen die Schülerinnen der Unterstufe in Zweierreihen vor den Stufen einer breiten Treppe. Wir warten auf den schrillen Klingelton, um unter der Aufsicht eines Lehrers das Schulgebäude zu betreten. Gesittet müssen wir sein. Ruhig und zügig sollen wir gehen, in vorgeschriebener Zweierordnung. Doch unsere ungestümen Beine können es nicht, verführen zum Laufen bis ins Treppenhaus.

Dort steht gleich auf dem ersten Treppenabsatz der Direktor, jeden Tag. Unter seinen Blicken wird es still, und unsere Beine gehen im Gleichmarsch an ihm vorüber. Jeden Tag. Niemand wagt es, ein Wort zu reden. Erst wenn wir unsere Klassenräume erreichen, können wir unsere versteinerten Masken beiseite legen und mit unserem Geplauder fortfahren.

Mein erster Schultag im Lyzeum beginnt nach den Osterferien 1949 in der Turnhalle der Schule. In einer aufgeregten Mädchenschar stehe ich mit meiner Freundin aus der Dorfschule ängstlich und ein wenig verloren zwischen den vielen Schülerinnen der städtischen Volksschulen. Sie kennen sich seit langem, rufen und lachen laut und unbekümmert. Und manchmal sind sie sogar ein bisschen frech. Sind sie anders als ich? Wie kess einige Bubiköpfe aussehen, und wie schick die gekauften Kleider sind. Ich trage immer noch Zöpfe, und mein Kleid hat Mutter selbst genäht. Die fremde Umgebung macht mich unsicher. Vorsichtig gehe ich durch die Halle, spreche leise mit meiner Freundin.

Neugierig schaue ich mich um. Ist das wirklich eine Turnhalle? Wie ein festlicher Saal wirkt der hohe Raum mit

dem bogenförmigen Deckengewölbe und dem Saum von Holzpaneelen an den Wänden. Helles Licht fällt durch die Fenster in Deckenhöhe. Die milchigen Scheiben, in Blei gefasst, schmücken sich mit gelben und roten Rhomben und Rechtecken. Und dann die Stirnseite der Halle! Hier nimmt ein prächtiges fünfteiliges Fenster in einem Mauerbogen Platz. Wie für einen Thronsaal gestaltet kommt das gläserne Gemälde daher. Erhöht im Mittelteil des Fensters sitzt eine elegante Frau in ein kostbares, grünes Gewand gekleidet und mit Perlenketten geschmückt. Auf ihrem Schoß liegt ein aufgeschlagenes Buch, rechts und links vor ihr stehen zwei Kinder in festlichen Kleidern. Und unter der friedlichen Gruppe sitzt eine hellwache Eule.

Schmuckbänder, Ornamente, strahlendes Licht in bunten Scheiben und eine prachtvolle Szene an der Stirnseite der Turnhalle, wie wunderschön.

Aber die andere Seite! Ich schaue mich um. Die prächtige Halle hat auch eine Rückwand. Von dort droht Unbekanntes. Beängstigend ragen glatt polierte Kletterstangen und steile Leitern empor, hängen starke Seile von der Decke. Im Abseits stehen Turngeräte. Zwei Holzstangen liegen parallel nebeneinander auf einem schweren Eisengestell. Das ist ein Barren. Dann die beiden braunen, prall gefüllten Ledersäcke auf vier schräg gestellten Holzbeinen, die Pferde. In der Dorfschule gab es keine Turnhalle. Einige Geräte kenne ich vom letzten Fest des dörflichen Turnvereins. Männer in weißen, ärmellosen Hemden und weißen, langen Hosen mit Hosenträgern zeigten am Barren und am Hochreck akrobatische Übungen. Was waren das für Leistungen! Nun stehen hier in meiner neuen Schule die gleichen Geräte. Was kommt da auf mich zu? Beklommenheit mischt sich in die Vorfreude auf den Turnunterricht. Niemals werde ich das schaffen, was ich im Dorf gesehen habe.

Die Stimme des Direktors verlangt meine Aufmerksamkeit. Er verliest die Namen der neuen Schülerinnen und teilt sie in vier Klassen auf. Fünfzig Mädchen gehören zur Sexta a, meiner neuen Klasse. Unser Klassenlehrer führt uns in unseren Klassenraum im ersten Stock, ein Schulraum wie viele: die Fensterfront zur Linken, an der Stirnseite das Lehrerpult mit Stuhl auf einem Podest, dahinter eine große Wandtafel und im Blick des Lehrers 25 Zweierbänke mit passenden Holztischen. Es ist sehr eng. Die Wände im Rücken der Bänke und an der Längsseite neben der Eingangstür sind weiß gestrichen und leer.

Freundlich und ein wenig gelangweilt schaut unser Klassenlehrer von seinem erhöhten Sitz auf die neuen 50 Schülerinnen herab.

Er stellt sich vor: Herr Dr. Müller! Er schaut in die Runde. „Wir müssen zunächst die Sitzordnung festlegen. Ich verlese die Namen, alphabetisch, und ihr setzt euch in entsprechender Reihenfolge. Vorn rechts in der ersten Bank beginnen wir mit dem Buchstaben A.“ In kurzer Zeit sind wir im Klassenraum verteilt. Ich sitze neben einem fremden Mädchen, nicht neben meiner Freundin. Herr Dr. Müller legt die Liste zur Seite. „Und nun die leidigen Formalitäten. Hier ein paar Fragen: Wer von euch ist Fahrschüler? Wer ist katholisch, wer evangelisch? Gibt es da noch andere Weltanschauungen? Was ist euer Vater?“

Dr. Müller zählt die Finger, nimmt die Antworten entgegen, trägt Namen, Zahlen, Konfession und den Beruf des Vaters in das Klassenbuch, das Begleitbuch der Klasse Sexta a. Er übergibt es einer Schülerin und erklärt seine ungeheure Bedeutung. Alle Unterrichtsstunden mit dem Lehrstoff, die Ergebnisse der Klassenarbeiten, jede Unregelmäßigkeit, jede Rüge, jeder Tadel müssen in ihm aufgezeichnet werden.

Der Unterrichtsalltag beginnt. Staunend beobachte ich die *Stadtkinder*. Sie bilden feste Gruppen aus den örtlichen Volksschulen, und ihr Umgang mit den neuen Lehrern erscheint angstfrei und unbekümmert. Wie sie daherreden, lachen und toben! Wortgewandt und selbstsicher sind sie, haben keine Scheu. Ich bin angespannt und vorsichtig. Unsicher und ängstlich stehe ich zwischen diesen fremden Mädchen. Meine ersten Wochen im Lyzeum lebe ich wie auf Zehenspitzen. Was wird von mir erwartet, wie ist der Umgangston, und was ist in dieser Schule wichtig?

Es sind nicht diese klaren Fragen, die ich mir stelle. Meine Gefühle machen mir zu schaffen. Die Atmosphäre der neuen Schule ist fremd, nichts ist vertraut. Nichts erinnert an unsere kleine, überschaubare Dorfschule. Und wie wird es mit den Leistungen sein? Sind die Stadtkinder uns Fahrschülerinnen aus den Dorfschulen überlegen? Die ersten Klassenarbeiten beruhigen mich. Ich kann dem Unterricht folgen, und die Schulaufgaben erledige ich ohne fremde Hilfe. Doch ich habe von so Vielem noch nie gehört. Das Gefühl, etwas aufholen zu müssen, will mich nicht so schnell verlassen.

Unser Stundenplan ist angefüllt mit vielen Fächern. Rechnen heißt Mathematik, Naturkunde Biologie, Heimatkunde heißt Geografie, Aufsätze schreiben und Texte lesen heißt Deutsch. Dazu kommen Geschichte, Sport, Kunst und Handarbeiten. Ganz neu sind die Fächer Englisch und Physik.

„Wir müssen noch einen Klassensprecher und seinen Vertreter wählen“, verkündet Herr Dr. Müller nach zwei Monaten. „Jeder schreibt einen Namen auf einen Zettel.“

Eine Wahl in der Schule! Das kenne ich aus unserem Dorf nicht. Aufregung, Getuschel, Blicke nach rechts und links. Mündliche Vorschläge werden an die Tafel geschrieben. Auch mein Name steht dort. Wer hat mich vorgeschlagen?

Versteckt vor Nachbarblicken liegt hinter der linken Hand der Stimmzettel, ein Stück aus dem *Schmierheft*. Darauf kommt der Name der Auserwählten. Schließlich ist es eine *geheime Wahl*. Eifrig sind wir bei der Sache. Es geht um Demokratie, das hat uns Dr. Müller erklärt. Wer darf die Zettel einsammeln, wer schreibt die Namen an die Wandtafel? Wir warten. Wie viele Striche stehen hinter den Namen? Schließlich das Ergebnis: Mein Name hat die meisten Stimmen bekommen. Ursula hat zwei Stimmen weniger. Es steht weiß auf schwarz an der Tafel.

Herr Dr. Müller schaut auf die Zahlen an der Tafel, schaut mich an, schaut zu Ursula. Er zögert. Dann kommt sein Beschluss: „Du, Ursula, wirst Klassensprecher, und du, Christa, wirst Stellvertreter.“

Wir Schülerinnen nehmen die Entscheidung ohne Murren hin. Die erste *demokratische* Wahl im Gymnasium hat Herr Dr. Müller entschieden. Ein Klassensprecher ist gewählt worden. *Klassensprecherin* sagen wir nicht. Während meiner gesamten Schulzeit im Mädchengymnasium wählen wir *Klassensprecher*.

Unsere Lehrerinnen und Lehrer sind Frauen und Männer der Kriegsgeneration. Sie haben Wehrdienst, Arbeitsdienst, Kriegseinsatz, Gefangenschaft, Flucht, Vertreibung erlebt. Jetzt stehen die ehemaligen Soldaten jeden Morgen in tadellosem Anzug mit Weste, weißem Hemd und Kravatte im Klassenzimmer. Abgemagert sind sie, ernst, diszipliniert, korrekt. Sie unterrichten. Niemand erzählt von seinen Kriegserlebnissen. Nur hin und wieder geschieht es, dass Dr. Müller weint. Mitten im Religionsunterricht fließen dem großen Mann Tränen über das Gesicht. Erschreckt halten wir inne, und für einen Moment stockt unser lautes Schülerleben.